

Pflegekräfte begehren auf

Die Regierung will das Personal auf Intensivstationen entlasten und kündigte Verbesserungen an. Das ärgert das Pflegepersonal in anderen Bereichen, etwa in der Langzeitpflege. Eine breite Allianz fordert nun Reformen.

Lara Hagen

Die Pandemie sorgt seit über einem Jahr für erschwerte Arbeitsbedingungen – auch bei der Stationsleiterin Christina Dorner im Haus der Barmherzigkeit, einem Pflegekrankenhaus im 16. Wiener Gemeindebezirk. Seit Beginn der dritten Welle habe sich die Arbeit aber nochmals stark verändert, und die Belastung für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter habe zugenommen, sagt Dorner zum STANDARD.

Um die Spitäler zu entlasten, wurden Covid-erkrankte Bewohnerinnen und Bewohner großteils vor Ort versorgt. Es ist ein stilles Übereinkommen, das bereits im November – als die Intensivstationen schon einmal am Limit waren – zwischen dem Wiener Gesundheitsverbund und den Pflegeeinrichtungen getroffen wurde. Nur in Notfällen werden Bewohner ins Spital transferiert. Wann, das entscheiden Ärztinnen und Ärzte vor Ort.

Für Dorner und ihre Kolleginnen heißt das: weg von dem gewohnten System der Bezugspflege zu einer Akutpflege, wie sie in Spitälern stattfindet – und das mit Menschen, die alt, schwer pflegebedürftig oder chronisch krank und in vielen Fällen demenzkrank sind.

Ab Februar wurde es ernst: 14 von 29 Bewohnern auf ihrer Station waren positiv oder Kontaktperson. Vier von 25 Mitarbeitern haben sich ebenfalls angesteckt und fielen aus. Und von den restlichen elf Stationen gab es auf sechs weiteren positive Fälle bei Bewohnern und beim Personal. All das, obwohl viele Bewohner und auch das Personal geimpft sind. Die Verläufe seien zwar dadurch durchwegs milder gewesen, aber trotzdem sei es eine große Belastung für die Bewohner, nicht alle hätten die Erkrankung überlebt.

„Die Langzeitpflege ist für so eine Situation weder personell noch von den Ressourcen her ausgerichtet“, sagt die Stationsleiterin. „Das alles fordert uns extrem heraus, die Anspannung ist in allen Bereichen zu spüren.“

Breite Unterstützung

Die Ankündigung der Regierung, das derzeit besonders geforderte Personal auf den Intensivstationen entlasten zu wollen, war deswegen ein Schlag ins Gesicht für viele Pflegefachkräfte, die wie Dorner in anderen Bereichen, etwa der Langzeitpflege, beschäftigt sind. „Diese Pressekonferenz hat mich extrem geärgert. Wir werden immer so klein gemacht.“ Dabei gehe es ihr nicht darum, dass die Intensivpflegerinnen und -pfleger keine Verbesserungen erhalten sollen, sondern darum, dass diese bei allen Fachkräften ankommen müssten.

Dorners Dienstgeber unterstützt die Forderung. „Wir haben versucht, unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter maximal zu unterstützen, aber unsere Möglichkeiten, allein zu agieren, sind im öffentlichen Pflegesystem beschränkt“, sagt Roland König, Geschäftsführer der Haus-der-Barmherzigkeit-Pflegeeinrichtungen. Mit der neuen Versorgungsfunktion habe man eine riesige Verantwortung übernommen – eine solche müssten nun auch Politik und Gesellschaft übernehmen „und die



Anfang 2020 besuchte die Regierungsspitze das Haus der Barmherzigkeit in Wien. Verbesserungen für das Pflegepersonal blieben aus.

Foto: Heribert Corn

Leistung unserer Beschäftigten fair und gerecht honorieren“. Viele würden an einen Jobwechsel denken. „Eine weitere Enttäuschung wäre gefährlich für die Zukunft“, sagt König.

Da stimmt auch Gerald Mjka zu. Der Vorsitzende des Fachbereichs Gesundheit in der Gewerkschaft Vida (österreichische Verkehrs- und Dienstleistungsgewerkschaft) war selbst über 20 Jahre in der Pflege tätig, seit 2010 ist er freigestellter Betriebsrat im Krankenhaus Göttlicher Heiland. „Es geht nicht nur um die Situation auf den Intensivstationen. Als ich das bei der Pressekonferenz gehört habe, da sind mir wirklich die Kabel aufgegangen.“ Der Gewerkschafter vermisst, dass nach dem Motto „Keiner wird zurückgelassen“ agiert wird. Man müsse in einer Einheit denken. „Das Personal ist dermaßen knapp, dass die Kolleginnen und Kollegen es nicht mehr ohne unzählige Überstunden schaffen, egal ob sie in der Akut- oder Langzeitpflege tätig sind.“

Was Dorner, Geschäftsführung und Gewerkschaft fordern: mehr Personal, bessere Arbeitsbedingungen – inklusive besserer Bezahlung – und Investitionen in die Aus- und Weiterbildung in der gesamten Branche.

Die Pressekonferenz war für viele nur Salz auf alten Wunden: Die Langzeitpflege werde tendenziell als Stiefkind behandelt, sagt Mjka. Das weiß auch Stationsleiterin Dorner, die von der Akutpflege ins Haus der Barmherzigkeit gewechselt ist: „Damals musste ich mir oft anhören, wieso ich das eigentlich mache.“

Nicht nur das Ansehen ist im Bereich der Langzeitpflege offenbar geringer, auch die Bezahlung: Zwar ist die Differenz wegen großer Unterschiede je nach Bundesland, Träger oder auch Stadt versus Land schwierig darzustellen, laut Geschäftsführer König würden Beschäftigte in der Langzeitpflege aber in etwa ein Fünftel netto weniger verdienen – bei gleicher Ausbildung.

Die breite Allianz aus Angestellten, Dienstgeber und Gewerkschaft ist trotz jahrelang andauernder Diskussionen über Reformen zuversichtlich, dass diese nun umgesetzt werden. Und wenn nicht? „Wir waren lange still“, sagt Dorner. „Aber so geht das nicht mehr lange.“ Ihr Wunsch? „Dass unsere Arbeit von der Politik und der Gesellschaft endlich die entsprechende Anerkennung bekommt.“

Kommentar Seite 36

Sehschwäche bei Kindern nimmt im Lockdown zu

56 Prozent Kurzsichtige in Europa bis 2050

Julia Palmi

Lockdowns, Homeoffice, Distance-Learning und ständige Meetings via Teams oder Zoom lassen uns deutlich öfter stundenlang konzentriert auf Bildschirme starren. Statt nach Feierabend den Stress im Freien abzubauen, landen wir in Zeiten der Pandemie erst wieder vor dem Fernsehschirm. Für das Auge ein 24-stündiger Kraftakt.

Da wundert es nicht, wenn wir beginnen, immer schlechter zu sehen. Untersuchungen aus China und den Niederlanden zeigen, dass infolge der Corona-Maßnahmen vor allem bei Kindern die Kurzsichtigkeit drastisch zugenommen hat. Mittlerweile hat das Phänomen einen Namen: Quarantänekurzsichtigkeit.

Der permanente Fokus auf Objekte im Nahbereich, der fehlende Weitblick und das künstliche Licht können schon im frühen Alter erheblichen Schaden anrichten. Auch ob langfristig Sehbefehle notwendig sein werden, entscheidet sich in dieser Lebensphase. Meist beginnt die Kurzsichtigkeit im Volksschulalter und nimmt über die Jahre weiter zu. Je früher sie beginnt, desto stärker wird sie in den meisten Fällen auch.

Rechtzeitig gegensteuern

Es ist zu erwarten, dass in Europa bis 2050 etwa 56 Prozent der Menschen kurzsichtig sein werden. Lösungen für die „Volkskrankheit Kurzsichtigkeit“ seien deshalb auch einer der größten Innovationstreiber der Branche, sagt Markus Gschweidl, Bundesinnsungsmeister der Augen- und Kontaktlinsenoptiker. Doch wie gegensteuern?

Um Kurzsichtigkeit vorzubeugen, sollte man von frühen Kindesbeinen an mindestens zwei Stunden pro Tag unter freiem Himmel verbringen. Im Alltag sollte nicht zu lange auf Gegenstände im Nahbereich gestarrt werden – egal ob Tablet oder Buch. Regelmäßiges Aufblicken führt dazu, dass das Auge den Nahbereich verlässt und der Blick auch in die Ferne gerichtet wird.

Bei Kleinkindern bis zu drei Jahren appellieren Ärzte an Eltern, den täglichen Gebrauch elektronischer Geräte zu reduzieren. Bei Kindern bis zu sechs Jahren soll die Nutzungsdauer pro Tag dreißig Minuten nicht überschreiten. Aber ob groß oder klein, für alle gilt: Öfter aufschauen, Blick in die Ferne schweifen lassen, häufiger im Freien aufhalten – das ist, auch im Lockdown, machbar. **Kopf des Tages Seite 36**

Warum Videokonferenzen ermüden

Besonders Frauen fühlen sich durch Videokonferenzen erschöpft – das besagt eine aktuelle Studie

Das Videokonferenzen müde machen, wurde in der Pandemie früh thematisiert. Empirische Daten dazu fehlten aber. In einer noch nicht peer-reviewten Studie haben Forscherinnen und Forscher der Universität Stanford nun mögliche Gründe für die sogenannte Zoom-Exhaustion und -Fatigue identifiziert.

Mit diesem Begriff beschreibt der Kommunikationswissenschaftler und Co-Autor der Studie Jeffrey Hancock die Erschöpfung und Müdigkeit, die durch Videokonferenzen verursacht wird. Mit seinem Team hat Hancock mehr als 10.000 Teilnehmerinnen und Teilnehmer über ihre Erfahrungen mit Diensten wie Zoom, Teams und Skype befragt. Um herauszufinden, was an den Videokonferenzen erschöpft, haben die Wissenschaftler eine Skala entwickelt, die die psychologischen Effek-

te bei der Teilnahme an Onlinekonferenzen messen soll. Ein Hauptergebnis: Frauen waren durch die Videocalls häufiger gestresst als Männer. So gab eine von sieben Frauen an, sich nach Videokonferenzen „sehr“ bis „extrem“ erschöpft zu fühlen. Bei den Männern war es nur einer von 20. Jüngere Menschen, egal welchen Geschlechts, fühlten sich schneller müde als ältere.

Hohe Selbstaufmerksamkeit

Dass Frauen stärker an Zoom-Fatigue leiden könnten, vermuteten die Forscher bereits. Der Grund dafür liege in einem Phänomen, das in der Psychologie als Selbstaufmerksamkeit bezeichnet wird – eine erhöhte Aufmerksamkeit dafür, wie man auf andere wirkt, sagt Hancock. Aus früheren Studien wisse man, dass Frauen stärker dazu neigen

abzuschätzen, wie sie auf andere Personen wirken, als Männer – durch Videokonferenzen verstärkte sich das. Da man sich bei den Konferenzen ständig auch selbst sieht, komme es laut den Forschern zu einer multiplen Selbstbespiegelung, was Stress auslösen kann.

Die Studie baut auf einem Paper auf, das kürzlich im Fachmagazin *Technology, Mind and Behavior* veröffentlicht wurde, und weist einige Limitationen auf – wie die Autorinnen und Autoren selbst schreiben. So ist das Sample nicht repräsentativ, da man davon ausgehen müsse, dass vor allem Probandinnen und Probanden an der Onlinebefragung teilnahmen, die bereits Erfahrung mit dem Thema hatten. Zudem waren die Forscher auf die Selbstangaben der Befragten angewiesen. Menschen aber neigen dazu, ihre eigene Mediennutzung zu überschätzen. (ek)



Lockdown-bedingtes Starren auf Bildschirme macht kurzsichtig.

Foto: Getty